



Est A-3844

Erwiderung

auf die

von dem Herrn Professor der Theologie Al. v. Oettingen an die Redaction der
„Baltischen Monatsschrift“ gerichtete „Zuschrift“

in Betreff der neuesten

„Gedanken über die Socialwissenschaft
der Zukunft“.

Von

Paul von Lilienfeld.

Separat-Abdruck aus der „Baltischen Monatsschrift“. Sechstes Doppelheft.



Riga.

Druck der Livländischen Gouvernements-Typographie.

1875.

F. L. L. L.

Est. A - 3844
noch pd.

Erwiderung

auf die

von dem Herrn Professor der Theologie Al. v. Oettingen an die
Redaction der „Baltischen Monatschrift“ gerichtete „Zuschrift“

in Betreff der neuesten

„Gedanken der Socialwissenschaft der Zukunft“.

Von

Paul von Lilienfeld.

Separat-Abdruck aus der „Baltischen Monatschrift“. Sechstes Doppelheft.



Riga.

Druck der livländischen Gouvernements - Typographie.

1875.

Kritik

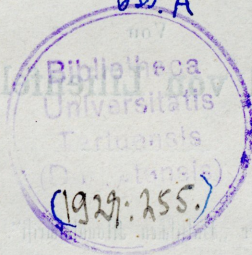
von

von dem Herrn Professor der Theologie A. v. Oettingen an die
Redaktion der „Baltischen Monatschrift“ gerichtete „Zuschrift“

in Heften der neuesten

„Gedanken der Socialwissenschaft der Zukunft“

Von der Censur erlaubt. Riga, den 3. Februar 1875.



19655^a

1875

Druck der händischen Gouvernements-Druckerei

1875

Hochgeehrte Redaction!

Hätte der Herr Recensent meiner „Gedanken über die Socialwissenschaft der Zukunft“ in seiner „Zuschrift“ an die geehrte Redaction sich einfach darauf beschränkt, gegen meine Erwiderung sich zu vertheidigen, so hätte ich auf jede weitere Polemik in dieser Sache gern verzichtet. Da er sich aber damit nicht begnügt hat, sondern wiederum zum Angriff geschritten ist und, obgleich er in der Vorrede zu seinem „Offenen Briefe“ versichert: er habe sich von jeder Animosität fern zu halten gewusst, dennoch mit der früheren Gehässigkeit gegen mich auftritt, so halte ich mich nicht nur für berechtigt, sondern auch für verpflichtet, der hochgeehrten Redaction die folgenden wenigen Zeilen zuzusenden in der Hoffnung, dass denselben die Aufnahme in das nächste Heft Ihrer geachteten Zeitschrift nicht verwehrt werden wird.

Eingangs seiner „Zuschrift“ gesteht der Herr Recensent selbst (S. 410), dass die Art seiner Recension eine „scharfe und rücksichtslose“ war; (S. 411) dass er „glimpflicher“ hätte zu Werke gehen und vor Allem vermeiden müssen, den Gegner „lächerlich zu machen“ (der Herr Recensent scheint immer noch in der Einbildung zu sein, dass es ihm wirklich gelungen sei) und fügt hinzu: „soweit bekenne ich mich schuldig und habe eine unfreundliche Erwiderung verdient.“

Dass auf einen solchen Angriff eine Erwiderung meinerseits überhaupt erfolgen musste, lag auf der Hand, indem ich es allein schon meiner Stellung schuldig war, den Beweis zu liefern, dass von mir kein Unsinn in die Welt geschickt worden war und dass ich vom geistigen Eigenthume des Herrn Recensenten mir nichts

angeeignet hatte. Ferner war es natürlich und selbstverständlich, dass ein so „rücksichtsloser“ Angriff gehörig zurückgewiesen werden musste. — Ob nun aber der von mir gebrauchte Ausdruck „barock“ ein schärferer ist, als die vom Herrn Recensenten beliebten Ausdrücke „naiv“ und „unreif“; ob „unerlaubtes Eindringen in fremdes Eigenthum“ gehässiger klingt, als „mit gelehrtem Apparat aus fremden Excerpten sich zu schmücken“, „um dem unkundigen Leser Sand in die Augen zu streuen“ etc., — darüber möge der unbefangene Leser selbst urtheilen.

Was die von dem Herrn Recensenten in der „Zuschrift“ angeführten günstigen Stellen aus seiner ersten Recension anbetrifft, so sind dieselben, zumal nach den Gehässigkeiten, mit welchen er mich überhäuft hat, von gar keinem Werthe; im Gegentheil, sie verwickeln ihn selbst in Widersprüche, die er unmöglich rechtfertigen kann. — Wenn der Recensent, nachdem er einen Autor auf die gehässigste Weise heruntergerissen hat, zuletzt ausruft: „Allein — thun wir ihm kein Unrecht“, und alsdann, die Rolle des barmherzigen Samariters übernehmend, sich den Schein giebt, dieselben Wunden wieder heilen zu wollen, welche er kurz vorher selbst geschlagen hat; oder wenn er vorgiebt, in dem kritisirten Werke nur Widersprüche und Unsinn gefunden zu haben und hinterher „die Uebereinstimmung mit tausend einzelnen guten Gedanken des Verfassers nicht ungern constatirt“, oder wenn er nach den gehässigsten Ausdrücken ausruft: „sehr schön sagt der Verfasser“ etc., — so ist dieses Verfahren zum mindesten kein aufrichtiges und alle Lobsprüche müssen nur wie bittere Ironie klingen, er möge sie nun ironisch oder ohne Ironie ausgesprochen haben.

Und werden dergleichen Angriffe mit einer gewissen Schärfe zurückgewiesen, so dürfte der Angegriffene doch wol eher eine Entschuldigung verdienen, als der Angreifende, wenn es unter dergleichen Verhältnissen einer solchen überhaupt bedarf.

Das oben angeführte Bekenntniss des Herrn Recensenten wäre jedoch auf jeden Fall gewiss ein sehr schönes gewesen, wenn er es mit demselben aufrichtig gemeint hätte. Doch ach! der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach. Und so verfällt denn der Herr Recensent gerade in denselben Ton, den er mir tadelnd vorhält, und würzt dabei seine „Zuschrift“ mit neuen Gehässigkeiten.

Er behauptet, dass ich ihn sittlich zu verdächtigen gesucht habe und dass ihm, „er gestehe es aufrichtig (!), dieser Taktik gegenüber die Waffen (!) fehlen.“ (?)

Was thut nun aber der Herr Recensent in seiner „Zuschrift“, um seine Wehrlosigkeit darzuthun?

In meinem Werke selbst bin ich gewiss anspruchslos aufgetreten; dennoch fand sich der Herr Recensent veranlasst, in seiner ersten Recension (S. 28) die ironische Bemerkung zu machen: ich sei mit „anerkennenswerther Bescheidenheit“ aufgetreten. Jetzt, nachdem er durch seine „Rücksichtslosigkeit“ mich genöthigt hatte, behufs der Abwehr, seinen Auslassungen die über mein Werk gefällten günstigen Urtheile gegenüber zu stellen, da heisst es nun mit einem Seitenblick auf mich: „Es verbietet mir jedoch meine Selbstachtung, die Lobpreisungen meiner Leistung im Detail zu excerptiren und sie in Form der Reclame eigenhändig an den Mann zu bringen“ (S. 410).

Nicht uninteressant wäre es zu erfahren, wie nun der Herr Verfasser der „christlichen Sittenlehre“ diese Maxime der „Selbstachtung“ in der Praxis durchführt. — S. 5 der „christlichen Sittenlehre“ heisst es: „Wenn ich mir die grosse Anzahl von Besprechungen vergegenwärtige, welche mein Werk in den verschiedenartigsten Werken und Zeitschriften von Staatsrechtslehrern, Philosophen, Nationalökonomern, Statistikeru, Publicisten, Naturforschern, Medicinern und Theologen erfahren (nur das Militair fehlt, um den Triumphzug des Herrn Professors vollständig zu machen), so muss ich mit Beschämung bekennen, dass ich die Gefahr, todteschwiegen zu werden, mir unnütz vorgespiegelt habe.“ Hierauf zählt der Herr Autor nicht weniger denn ein ganzes Dutzend Schriften auf, die seiner anerkennend und rühmend erwähnen. So erfährt man (S. 10), dass Haushofer die „Gediegenheit“ der Arbeit des Verfassers mit Wort und That anerkannt hat; (S. 11), dass Zarncke's literarisches Centralblatt der „Moralstatistik“ nachrühmt, „von allen grösseren statistischen Werken zur Zeit das beste und brauchbarste zu sein“. Seite 12 heisst es: „Zwar fanden die Einen es „ziemlich überraschend“, dass ein Theologe „den Drang nach Thatsächlichkeit und Exactheit“, den „realistischen Tik“ (mit Göthe zu reden), wie er die Gegenwart kennzeichne,

als vollkommen berechtigt anerkenne. Andere wiederum bezeichneten das Buch als eine Tendenzarbeit „im eminenten Sinne des Wortes“, um damit eher ein Lob als einen Tadel auszudrücken, da „Tendenzlosigkeit mit Planlosigkeit in der Regel Hand in Hand gehe“. Andere noch meinten, der Verfasser hätte „so freimüthig“ seine Stellung innerhalb der christlichen und kirchlichen Weltanschauung bekannt, dass die Aufrichtigkeit, wofür allein der Schriftsteller in Anspruch genommen werden dürfe, ihm einen Vorzug gegenüber allen seinen Vorgängern sichere.“ Und weiter heisst es S. 12: „Es freute mich, dass der sonst scharf redende Verfasser dieses Artikels (vergl. Preuss. Jahrb. a. a. O. S. 223 ff.) bereitwillig zugesteht, dass ich meinen eigenen Standpunkt „nur in einem Maasse geltend mache, welcher die unbefangene Würdigung der vorgeführten Ansichten Anderer keineswegs beeinträchtigt.“ — Dann: „Vergleiche Dr. A. Oncken (a. a. O. S. 2739), welcher zugesteht, dass mein Werk „durchweg auf der freien Höhe vorurtheilsloser Wissenschaft sich halte und förmlich ängstlich bestrebt sei, jedem realen Factor in unparteiischer Weise sein Recht zuzuthemen.“

Ja, der Herr Verfasser nimmt sogar keinen Anstand, seine Privatcorrespondenz der Oeffentlichkeit zu übergeben. Seite 11 heisst es nämlich:

„Denn die bedeutendsten Vertreter dieser Disciplin, ein Engel, Wappäus, Quetelet, Wagner, Laspeyres, v. Baumhauer und Andere haben mir theils öffentlich, theils privatim (!) das Zeugniß gegeben, dass mein statistischer Versuch nicht den Charakter eines dilettantenhaften Machwerks an sich trage, sondern ein Document solider methodischer Arbeit sei. Namentlich ist es mir von grossem Werthe gewesen, dass auf dem internationalen statistischen Congress im Haag (September 1870) der Referent über „Methodologie der Statistik“ der von mir entwickelten Methode, die Qualität der Zahlen in Betreff der Abweichung vom Mittel bei der Massenbeobachtung menschlicher Handlungen zu berechnen, „vor allen übrigen den Vorzug gegeben hat.“

Endlich genügen dem Herrn Verfasser die öffentlichen und privaten Lobsprüche Anderer nicht; er lobt sich auch noch selbst. Im Vorworte zur zweiten Auflage der Moralstatistik (S. IV.) heisst es nämlich wörtlich:

„In Bezug auf die letztere Gruppe erkläre ich von vornherein, dass bei der bekannten Menge von Scyllen und Charybden auf dem von mir zu passirenden Strome ich keineswegs eine Schaustellung meiner persönlichen Schwimmgeschicklichkeit zu geben gedenke. Vielmehr möchte ich in dem sicheren Kahne, wie derselbe theils von meinen Vorgängern gezimmert, theils von mir ausgebaut worden ist, jenen breiten Strom menschlichen Gemeinlebens durchfurchen. Das Auge unverwandt auf den Fahrplan gerichtet, das Steuerruder fest in der Hand, hoffe ich das Ziel zu erreichen, das ich mir gesteckt. Unterwegs aber will ich, jeden günstigen Wind benutzend, in der Sonnenbeleuchtung, welche die weitesten und tiefsten Durchblicke gestattet, jene Beobachtungen anstellen, welche bei jeder exacten wissenschaftlichen Geistesarbeit dem ernstesten Forscher ein Bedürfniss sind.“

Hier ist Alles in einer Person vereinigt: die Kunst des Zimmermeisters, der den Kahn ausbaut, der Muth des Schiffers, der vor zahlreichen Scyllen und Charybden nicht zurückschreckt, die feste Hand des Steuerannes, das tiefblickende Auge des geistigen Forschers. Es fehlt hier nur noch das: quid times? — Caesarem vehis!

Erwägt man dabei, dass der Verfasser alle diese Citate und Lobsprüche nicht zum Zweck der Abwehr anführt, sondern behufs Anpreisung seines eigenen Werkes ausbeutet, so ergibt sich, dass, indem er von „Selbstachtung“ spricht, die alte Geschichte von dem Splitter im fremden und dem Balken im eigenen Auge auch bei dieser Gelegenheit sich wiederholt und zwar in einer höchst prägnanten Weise.

Alsdann kommt der Herr Recensent auf den Vorwurf des Plagiats zurück, welcher darin begründet ist, dass ich in meinem Werke ein paar Aussprüche von Fichte und Jacobi angeführt, ohne der Sekundärquelle zu erwähnen, aus welcher ich dieselben geschöpft habe; dabei behauptet er, in diesem Vorwurfe liege keine Gehässigkeit. Jeder Unbefangene wird jedoch gewiss zugeben, dass ein Verfasser das Recht hat, einzelne Aussprüche von so bekannten Autoren wie Kant, Göthe, Hegel, Fichte etc. dort zu nehmen, wo er sie findet, ohne dass es nöthig wäre, die Sekundärquellen anzugeben, weil eine solche Angabe geradezu lächerlich wäre. Oder wird Jemand etwa behaupten, dass die Aussprüche

so bekannter Schriftsteller, die man so häufig in vielen Werken angeführt findet, immer aus Primärquellen citirt sind? — Die Bezeichnung meines Verfahrens als Plagiat kann daher nur von einer gehässigen Animosität herrühren.

Nun gesteht aber der Herr Recensent selbst in seiner „Zuschrift“, er habe die Kleinigkeit von einundzwanzig Verfassern medicinischer und physiologischer Werke, welche er auf Seite 76 der „Socialethik“ nennt, nicht alle gelesen. Da der Verfasser in seiner „Moralstatistik“ das „Feigenblatt“ noch als Abgrenzungszeichen zwischen Mensch und Thier anerkennt, so kann man wol mit ziemlicher Sicherheit muthmassen, dass er kein einziges von diesen medicinischen und physiologischen Werken gelesen hat. Er hat also die Namen aller, oder zum wenigsten eines grossen Theiles, der Verfasser offenbar „abgeschrieben“, entweder aus einem Bücherkatalog oder aus anderen Werken. Er giebt aber nicht an, dass er die Namen der Verfasser, ohne ihre Werke zu kennen, aus einer Sekundärquelle entnommen hat, sondern verschweigt diesen Umstand und giebt sich dadurch den Schein, als kenne er die Werke selbst. Die Berufung auf nur etwa zwanzig Verfasser, ohne ihre Werke gelesen zu haben, ist das nicht ein Plagiat der schlimmsten Art, ein wissenschaftlicher Humbug in grossartigem Styl?! Also eine abermalige Wiederholung der alten Geschichte von dem Splitter in des Nächsten und dem Balken im eigenen Auge, nur dass es sich hier nicht mehr um einen einzigen Balken, sondern um ein ganzes Balkengerüst handelt!

Der Herr Recensent behauptet nun freilich, er habe die Namen jener einundzwanzig Verfasser medicinischer und physiologischer Werke nur genannt, nicht aber ihre Werke selbst citirt. In einem wissenschaftlichen Werke nennt man jedoch den Namen eines Verfassers nicht etwa weil man mit ihm einen Spaziergang gemacht oder eine Partie Whist gespielt hat, sondern weil man mit seinen Werken bekannt ist. Es ist zu bezweifeln, dass bei der in dieser Hinsicht von dem Herrn Recensenten selbst geübten Strenge eine solche Ausrede von irgend einem gebildeten Leser als stichhaltig anerkannt werden wird.

Ueberhaupt hat der Herr Recensent in seiner letzten „Zuschrift“ fast keinen einzigen seiner früheren Angriffe zu rechtfertigen ver-

mocht. Er behauptet zwar, sein „*risum teneatis*“ hätte sich nur auf den von mir gebrauchten Ausdruck „Fortsetzung der Natur“, mit welchem ich den socialen Organismus bezeichnet habe, bezogen (unterdessen ist derselbe Ausdruck von Schäßfle und in manchen Zeitschriften ohne Bedenken wiederholt worden); ferner, dass er den Ausdruck „Kälte“ nur als einen bei einer naturwissenschaftlichen Darlegung ungeschickten bezeichnet (es würde jedoch genügen, ein beliebiges Handbuch der Physik aufzuschlagen, um den „wissenschaftlichen“ Ausdruck „Kälte“ zu finden); dass er nur die Darstellungsweise in Betreff des „Fallgesetzes“ gerügt hätte etc.

Es fragt sich nun vor Allem: sind dergleichen Wortklaubereien, ist eine derartige Klopffechterei einer ernsthaften Kritik überhaupt würdig? Und dabei hat der Herr Recensent noch den Muth, im Eingange seiner „Zuschrift“ zu behaupten, sein Urtheil über mein Werk wäre „in sachlicher Ausführlichkeit“ begründet gewesen. Jeder Leser, er sei nun Fachmann oder nicht, wird es gewiss schon längst eingesehen haben, dass der Herr Recensent auch nicht eine einzige der den grössten Theil meines Werkes bildenden und im Wesen meiner Theorie selbst begründeten Auseinandersetzungen über die reale Analogie zwischen der menschlichen Gesellschaft und den Einzelorganismen der Natur widerlegt hat. Beschränkt man sich aber auch nur auf die äussere Darstellungsweise, so ist der Herr Recensent auch in dieser Hinsicht ausser Stande, sein Vorgehen zu rechtfertigen, insofern nämlich, als er mir Widersprüche zugeschrieben hat, die sich später als gar nicht vorhanden erwiesen haben. Die meisten Auslassungen in seiner Recension, wie z. B., dass ich „mit der einen Hand nehme, was ich mit der andern gebe“; dass ich „aller Deduction das Todesurtheil gesprochen habe“; dass ich mich „nicht in dem abgetretenen Geleise gewöhnlicher Logik bewege“; die Vorwürfe von „Begriffsverwirrung“ etc. — alle diese Auslassungen zerfallen denn auch in ihr ursprüngliches Nichts, weil sie eben auf nie dagewesene Widersprüche basirt sind.

Der Herr Recensent übergeht aber mit Stillschweigen seine alten Sünden, um desto sicherer von Neuem darauf los zu sündigen, in der Hoffnung, das Publicum werde ihm auf's Wort Glauben schenken.

So behauptet er auf S. 414 seiner „Zuschrift“, dass alle Besprechungen, auf die ich mich berufe, mit alleiniger Ausnahme derjenigen von Schäffle, nicht aus fachwissenschaftlichen Blättern, sondern aus der „St. Petersburger Zeitung“, dem „Auslande“ und der „Bohemia“ entnommen seien. Nun citire ich aber auf S. 9 meiner Erwiderung eine Stelle aus der im „Archiv für Anthropologie“ erschienenen Besprechung meines Buches, und gerade letztere ist für mich ganz besonders günstig. Es unterliegt wol keinem Zweifel, dass das „Archiv für Anthropologie“ eine fachwissenschaftliche Zeitschrift ist, indem sie von den hervorragendsten Naturforschern Deutschlands herausgegeben wird. Es ist unmöglich, dass der Herr Recensent die Berufung auf diese fachwissenschaftliche Zeitschrift in meiner Erwiderung übersehen habe, da er sie gewiss mehr denn einmal gelesen hat. Demnach fragt es sich: wie vermag der Herr Recensent seine Behauptung, ich hätte mich, ausser auf Schäffle, nur auf die „St. Petersburger Zeitung“, das „Ausland“ und die „Bohemia“ bezogen, zu rechtfertigen, — eine Behauptung, auf welche er seine weiteren ironischen Ausspinnungen gründet? Dabei bescheert er unter Anderem die „Bohemia“ mit dem Spitznamen „Mutter“ und bemerkt, ich hätte „unter ihre Flügel Rettung gesucht“.

Ich habe zwar keinen Grund, als ritterlicher Vertheidiger der Dame „Bohemia“ aufzutreten. Dennoch muss ich bemerken, dass sie, obgleich kein Stern erster Grösse, doch auch kein Winkelblatt ist, indem sie als eins der angesehensten Blätter in Böhmen anerkannt wird, und ausserdem in einer Universitätsstadt erscheint. Auch ist es mir inzwischen persönlich bekannt geworden, dass die Besprechung meines Buches in der „Bohemia“ von einem Docenten der Prager Universität herstammt. — Die „Augsburger Allgemeine Zeitung“, zu welcher der Herr Recensent, obgleich sie ebenfalls kein fachwissenschaftliches Blatt ist, seine Zuflucht nimmt, ist gewiss eine ehrwürdigere Erscheinung, als „Mutter Bohemia“ und könnte daher letzterer gegenüber mit Recht als „Grossmutter“ bezeichnet werden. Hinter diese „Grossmama“ sucht nun der Herr Professor sein Heil, nachdem ich selbst den unbekanntenen Verfasser der Besprechung meines Buches in diesem Blatt als einen ehrlichen Gegner bezeichnet hatte. Letzteres habe ich aus dem Grunde gethan, weil der Verfasser, obgleich er vom ultraidealistischen Standpunkte ausgeht und mit der gewöhnlichen Phraseologie dieser

Ultras über „Dilettantismus“, „Halbwissen“ etc. um sich wirft, es dennoch im Ganzen aufrichtig meint und nicht rücksichtslos zu Werke gegangen ist, — ein Beweis also, dass ich doch nicht „empfindlicher“ Natur bin.

Die gutmüthige „Grossmama“ hat nun dem Herrn Recensenten „aus der Seele gesprochen“. Seitdem ist aber die „Geschichte der Nationalökonomik in Deutschland“ von Professor W. Roscher, welcher doch als eine der ersten Autoritäten Deutschlands im Gebiete der Socialwissenschaft anerkannt wird, erschienen. W. Roscher hat die Unvorsichtigkeit begangen, in seiner „Geschichte“ des ersten Theiles eines von einem anonymen Verfasser ausserhalb Deutschlands erschienenen Werkes zu erwähnen. Nach der Art und Weise, wie er diesen ersten Theil auf S. 1027 besprochen hat, muss man voraussetzen, dass er gleich „Vater Schäßle“ sich, wie der Herr Recensent sich ausdrückt, „verliebt“ hat, resp. von Amors vergiftetem Pfeil getroffen worden ist. — Was doch der muthwillige Bube sich jetzt für Streiche erlaubt! — Er wählt seine Opfer fast ausnahmsweise unter ehrwürdigen Professoren und Staatsmännern!

Zum Schluss seiner „Zuschrift“ fühlt sich der Herr Recensent gedrungen, mich vor dem „Grössenwahn“ zu warnen, wahrscheinlich aus dem Grunde, weil ich es gewagt habe, ihm gegenüber meine Ansprüche geltend zu machen.

Es ist jedoch bekannt, dass der Grössenwahn sehr verschiedene Richtungen und Formen annehmen kann. — Hier wird ein Unglücklicher von dem Wahn erfasst, eine Entdeckung im Gebiete der Wissenschaft gemacht zu haben. Er findet wol bei mancher wissenschaftlichen Autorität einigen Anklang; ja, einige derselben haben sogar die Schwachheit, sich in die Hallucinationen des Wahnsinnigen zu „verlieben“. Amor, der Schelm, ist aber längst dafür bekannt, dass er seine Opfer mit Blindheit schlägt. Die neue Entdeckung erweist sich bald als eine grossartige Seifenblase, die nach ihrem Platzen nichts hinterlässt, als höchstens ein „paar Punkte und Gedankenstriche“ und ach! sogar auch diese erweisen sich nicht als Eigenthum des armen Wahnsinnigen, sondern als Erbmajoratsstücke eines anderen Verfassers, der bereits seit geraumer Zeit als „brüllender Löwe“ umhergeht und sucht, wie er den gewissenlosen Entwender mit sammt den Punkten und Gedankenstrichen verschlinge.

Das wäre die eine Form des Grössenwahns.

Dort wird aber ein Gelehrter von dem Wahn erfasst, als ob zu seinen Füßen nicht die ruhigen Fluthen seines heimathlichen Baches fließen, sondern des Tibers wilde Wogen rollen. Sein Studirzimmer erweitert sich zu den Dimensionen des Vaticans. Statt der gewohnten leichten Nachtmütze fühlt er auf seinem Haupte die ganze Last der päpstlichen Tiara mit ihren drei Kronen. Seine Feder stellt das zweischneidige Schwert des Nachfolgers Petri dar. Er schreibt — und was aus seiner Feder fließt, das sind infallible Richtersprüche, gegen die kein Sterblicher appelliren darf. — Ein Spruch ex cathedra ist bereits erfolgt: er lautet auf die Wiederherstellung des Glaubens an den „persönlichen Teufel“.

Das wäre die andere und, wie man befürchten muss, eine noch weit schlimmere Form des Grössenwahns.

Es ist jedoch bekannt, dass der Grössenwahn sehr verschiedene Richtungen und Formen annehmen kann — Hier wird ein Unglücklicher von dem Wahn erfasst, eine Entdeckung im Gebiete der Wissenschaft gemacht zu haben. Er liest wol bei mancher wissenschaftlichen Autorität einen Artikel; ja, einige derselben haben sogar die Bewachtheit sich in die Halbwelt der Wahnsinnigen zu vertheilen. Amort der Schelte, ist aber längst dahin bekannt, dass er seine Opfer mit Blindheit schlägt. Die neue Entdeckung erweist sich bald als eine grossartige Seitenblase, die nach ihrem Platzen nichts hinterlässt, als höchstens ein paar Punkte und Geruchstücke, und auch sogar auch diese erweisen sich nicht als Eigentum des armen Wahnsinnigen, sondern als Erdmännleinstücke eines andern Verfassers, der bereits seit geraumer Zeit als „brillanter Lärw“ umhergeht und ansetzt, wie er den gewissenlosen Entwerfer mit sammt den Punkten und Gedankenstrichen verschlägt.

Das wäre die eine Form des Grössenwahns.